

Antony Beevor

BERLIN 1945
Das Ende

Aus dem Englischen übertragen
von Frank Wolf

Pantheon

Die Originalausgabe ist 2009 unter dem Titel
Berlin: The Downfall 1945
bei Viking in London erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe November 2012

Copyright © 2002 by Antony Beevor
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002
by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55148-6

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

<i>Vormort</i>	7
1. Berlin im neuen Jahr	13
2. Das Kartenhaus an der Weichsel	23
3. Feuer, Schwert und edler Zorn	37
4. Die große Winteroffensive	53
5. Der Sturm zur Oder	71
6. Ost und West	93
7. Im Hinterland wird aufgeräumt	113
8. Pommern und die Brückenköpfe an der Oder	133
9. Ziel: Berlin	155
10. Die Kamarilla und der Generalstab	168
11. Vor dem Gnadenstoß	186
12. Warten auf das Inferno	194
13. Die Amerikaner an der Elbe	213
14. Vor der Schlacht	229
15. Schukow auf dem Reitweiner Sporn	239
16. Seelow und die Spree	258
17. Des »Führers« letzter Geburtstag	274

18. Der Abflug der Goldfasane	287
19. Die Stadt im Bombenhagel	307
20. Falsche Hoffnungen	319
21. Kämpfe in der Innenstadt	339
22. Kämpfe in den Wäldern	358
23. Verrat des Willens	370
24. Götzendämmerung	387
25. Reichskanzlei und Reichstag	403
26. Das Ende der Schlacht	420
27. Wehe den Besiegten!	441
28. Der Mann auf dem weißen Pferd	457
Anhang	469
<i>Liste der Abbildungen</i>	471
<i>Liste der Karten</i>	474
<i>Quellen</i>	491
<i>Anmerkungen</i>	494
<i>Literaturverzeichnis (Auswahl)</i>	524
<i>Register</i>	533
<i>Abbildungsnachweis</i>	544

Vormort

»Die Geschichte hebt immer das Ende hervor«, machte Albert Speer unmittelbar nach Kriegsende gegenüber seinen amerikanischen Vernehmungsoffizieren seiner Erbitterung Luft.¹ Er fand den Gedanken unerträglich, dass die Anfangserfolge des Hitlerregimes von dessen Zusammenbruch überschattet werden sollten. Dabei weigerte sich Speer wie auch andere Nazigrößen anzuerkennen, dass wenige Dinge das wahre Wesen politischer Führer und ihrer Systeme so bloßlegen wie die Umstände ihres Sturzes. Deshalb ist der Untergang des Nationalsozialismus ein so faszinierendes und bedeutsames Thema in einer Zeit, da die Jugend – besonders in Deutschland – neue Bewunderung für das »Dritte Reich« empfindet.²

Die Gegner der Nationalsozialisten hatten kaum zwei Jahre zuvor die erste Gelegenheit gehabt vorzuführen, wie ihre Rache ausfallen könnte. Am 1. Februar 1943 jagte ein sowjetischer Oberst eine Gruppe völlig erschöpfter deutscher Gefangener wutentbrannt durch die Trümmer von Stalingrad. »So wird euer Berlin einmal aussehen!«, brüllte er und wies auf die Ruinen ringsum. Als ich diese Worte vor sechs Jahren las, stand für mich fest, wovon mein nächstes Buch handeln würde. Noch die Aufschriften an den Mauern des Reichstages in Berlin zeugen davon, wie eng das Band zwischen den beiden Städten geschlungen ist: Russen frohlocken im Taumel der Vergeltung darüber, dass sie die deutschen Invasoren vom östlichsten Punkt ihres Vormarschs bis ins Herz des Reichs zurückgetrieben haben.

Auch Hitler konnte sich mit dieser entscheidenden Niederlage nie abfinden. Als die Rote Armee sich im November 1944 den Ostgrenzen des Reichs näherte, erinnerte er an Stalingrad. Deutschlands Rückschläge hätten, so verkündete er in einer wichtigen Rede, »seit dem Durchbruch russischer Armeen durch die rumänische Front am Don im November 1942« begonnen. Die Schuld dafür gab er seinen unglücklichen, schlecht bewaffneten und allgemein verachteten Verbündeten, welche die verletzlichen Flanken beider-

seits von Stalingrad hatten schützen sollen. Dass er selbst sich starrsinnig geweigert hatte, die heraufziehende Gefahr wahrzunehmen, kam ihm nicht in den Sinn. Hitler hatte nichts gelernt und nichts vergessen. In dieser Rede führte er mit schrecklicher Klarheit die verquere Logik vor, von der das deutsche Volk sich hatte verlocken lassen. Hitlers Auslassungen erschienen unter dem Titel »Kapitulation heißt Vernichtung«. Der »Führer« warnte, sollten die Bolschewisten siegen, erwarte das deutsche Volk Zerstörung, Vergewaltigung und Sklaverei. Er malte ein Bild von »unübersehbaren Kolonnen von Menschen, die ihren Weg in die sibirischen Tundren antreten«.³

Hitler wollte nicht zugeben, dass er selbst diese Entwicklung heraufbeschworen hatte. Er täuschte das deutsche Volk bedenkenlos über Ursache und Wirkung. Statt den Bolschewismus, wie einst verkündet, zu vernichten, hatte er ihm den Weg in die Mitte Europas geebnet. Sein unvorstellbarer brutaler Überfall auf Russland war von einer Generation junger Deutscher verübt worden, die er mit einem geradezu dämonisch anmutenden Ideengebräu verführt hatte. Goebbels' Propaganda sprach Juden, Kommisaren und Slawen nicht nur einfach alles Menschliche ab, sondern flößte dem deutschen Volk auch Furcht und Hass auf sie ein. Hitler gelang es, zur Ausübung seiner gigantischen Verbrechen die ganze Nation an sich zu fesseln. Die Deutschen erkannten zu spät, dass die über sie hereinbrechende Sturmflut der Roten Armee die sich selbst erfüllende Prophezeiung ihres eigenen Führers war.

Stalin, der gern Symbole benutzte, wenn es ihm passte, war da weitaus berechnender. Zwar galt die Hauptstadt des Reichs für ihn in der Tat als »Höhepunkt aller Operationen unserer Armee in diesem Krieg«⁴, aber er verfolgte weiter gehende Ziele. Eines der wichtigsten war der unter Federführung von Sicherheits-»Volkskommissar« Lawrentij Berija ausgearbeitete Plan, aus den Berliner Labors für Kernphysik sämtliches Gerät und Uran fortzuschaffen, bevor Amerikaner und Briten auftauchten. Von seinem Agenten Dr. Klaus Fuchs wusste der Kreml bereits, dass in Los Alamos in der Wüste des US-Bundesstaates Nevada am »Manhattan«-Projekt gearbeitet wurde. Angesichts der damaligen Rückständigkeit der sowjetischen Wissenschaft waren Stalin und Berija überzeugt, dass, sollte es ihnen gelingen, sich der deutschen Wissenschaftler und ihrer Labors in Berlin zu bemächtigen, bevor diese den Westalliierten in die Hände fielen, auch sie in der Lage seien, wie die Amerikaner eine Atombombe zu konstruieren.

Welche menschlichen Tragödien sich am Ende dieses Krieges abspielten,

kann sich niemand vorstellen, der sie nicht selbst erlebt hat – vor allem jene nicht, die in den entmilitarisierten Gesellschaften nach Ende des Kalten Krieges aufgewachsen sind. Gerade deshalb hat diese Zeit, die das Schicksal von Millionen Menschen prägte, uns heute noch so viel zu sagen. Eine wichtige Lehre lautet, dass man sich sehr davor hüten muss, das Verhalten Einzelner zu verallgemeinern. Unerträgliches Leid bis hin zur Entwürdigung kann das Beste, aber auch das Schlechteste in der menschlichen Natur zum Vorschein bringen. Das Verhalten von Menschen zeigt wie in einem Spiegel, dass Leben und Tod nicht vorhersehbar sind. Viele sowjetische Soldaten – besonders diejenigen, die an vorderster Front gekämpft hatten – verhielten sich im Unterschied zu den nachfolgenden Einheiten gegenüber deutschen Zivilisten oft freundlich. In einer Welt von Grausamkeit und Schrecken, in der die Ideologie fast nichts Menschliches übrig gelassen hatte, setzten diese wenigen, häufig unerwarteten Akte des Wohlwollens und der Selbstaufopferung einer Geschichte Glanzlichter auf, die ansonsten kaum zu ertragen gewesen wäre.

Dieses Buchprojekt hätte nicht verwirklicht werden können ohne die Hilfe vieler Menschen. Zuallererst bin ich den Direktoren und Mitarbeitern zahlreicher Archive zu tiefem Dank verpflichtet: Oberst Schuwaschin und den Angestellten des Zentralarchivs des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation (ZAMO) in Podolsk, Dr. Natalja Borisowna Wolkowa und ihren Mitarbeitern im Russischen Staatsarchiv für Literatur und Kunst (RGALI), Dr. Wladimir Kuselenkow und Dr. Wladimir Korotajew vom Russischen Staatlichen Militärarchiv (RGWA), Prof. Kyrill Michailowitsch Andersen und Dr. Oleg Wladimirowitsch Naumow am Russischen Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI), dem Direktor des Bundesarchivs-Militärarchivs in Freiburg, Dr. Manfred Kehrig, und Frau Weibl, Dr. Rolf-Dieter Müller und Hauptmann Luckszat vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) in Potsdam, Prof. Dr. Eckhart Henning vom Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (AGMPG), Dr. Wulf-Ekkehard Lucke im Landesarchiv Berlin (LA-B), Frau Irina Renz von der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart (BZG-S), Dr. Lars Ericson und Per Clason vom Krigsarkivet (KA-FU) in Stockholm, John E. Taylor, Wilbert Mahoney und Robin Cookson vom Nationalarchiv II in College Park, Maryland (NA), und Dr. Jeffrey Clarke vom United States Army Center of Military History.

Bengt von zur Mühlen, der Gründer der Chronos-Filmgesellschaft, hat mir Archivmaterial und aufgezeichnete Interviews mit Betroffenen besonders großzügig zur Verfügung gestellt. Für ihre Hilfe zu großem Dank verpflichtet bin ich auch Gerald Ramm und Dietmar Arnold von den »Berliner Unterwelten«.

Ich danke allen sehr, deren Rat, Tat und Gastfreundschaft mir auf meinen Reisen so hilfreich waren: in Russland Dr. Galja und Dr. Ljuba Winogradowa, Prof. Anatoli Alexandrowitsch Tschernobajew sowie Simon Smith und Sian Stickings, in Deutschland William Durie, Staatssekretär a.D. Karl-Günther von Hase und Gattin sowie Andrew und Sally Gimson, in den USA Susan Mary Alsop, Generalmajor Charles Vyvyan und Frau, Bruce Lee, Mr. Und Mrs. Charles von Lutichau sowie Martin Blumen-son.

Es hat mir viel Freude bereitet und sich als äußerst nützlich für das Buch erwiesen, dass ich mit BBC Timewatch partnerschaftlich zusammenarbeiten durfte. Ich bin Laurence Rees zu tiefem Dank verpflichtet, der die Idee hatte, Dr. Tilman Remme, von dem ich mit großem Vergnügen sehr viel gelernt habe, und Detlef Siebert, der im Anfangsstadium nützliche Ratschläge gab und Zeitzeugen fand. Weitere Personen, denen ich etliche Hinweise, Informationen, Hilfe und wertvolle Empfehlungen verdanke, sind Anne Applebaum, Christopher Arkell, Claudia Bismarck, Leopold Graf von Bismarck, Sir Rodric Braithwaite, Prof. Christopher Dandeker, Dr. Engel vom Archiv der Freien Universität Berlin, Prof. John Erickson, Wolf Gebhardt, Jon Halliday, Dr. Catherine Merridale, Nina Lobanow-Rostowski, Prof. Oleg Alexandrowitsch Rscheschewski, Prof. Moshe Schein vom New Yorker Methodistenkrankenhaus, Karl Schwarz, Dr. Galja Winogradowa und Ian Weston-Smith.

In einem ganz direkten Sinne wäre dieses Buch in der vorliegenden Form nicht entstanden ohne die wunderbare Hilfe, die mir Dr. Ljuba Winogradowa in Russland und Angelica von Hase in Deutschland gewährt haben. Die Zusammenarbeit mit ihnen war ein Glück und ein großes Vergnügen. Sarah Jackson danke ich für die umfangreiche Suche nach Fotomaterial, Bettina von Hase für ihre zusätzlichen Recherchen in deutschen Archiven und David List in britischen. Charlotte Salford war so freundlich, Dokumente aus dem Stockholmer Krigsarkivet für mich zu übersetzen.

Von Herzen danke ich Prof. Michael Burleigh, Prof. Norman Davies und Dr. Catherine Merridale dafür, dass sie das Manuskript ganz oder in Teilen

gelesen und wertvolle kritische Hinweise gegeben haben. Ebenso gebührt mein Dank Tony Le Tissier für seine Korrekturen. Für Fehler, die es noch enthalten sollte, trage natürlich ich die Verantwortung.

Nicht genug danken kann ich Mark Le Fanu und der Society of Authors dafür, dass sie die Web-Seiten antonybeevor.com, antonybeevor.org und antonybeevor.net wieder hergestellt haben, auf denen interessierte Leser Archivdokumente und anderes Material einsehen können, wofür in diesem Buch in seiner gebundenen Form kein Platz mehr war.

Wie stets bin ich meinem Agenten Andrew Nurnberg und meinem Lektor bei Penguin, Eleo Gordon, zu tiefem Dank verpflichtet, die mich anfangs fast gegen meinen Willen auf diesen Weg gebracht haben. Wieder einmal hatte meine Frau Artemis Cooper, erste Partnerin beim Schreiben und Lesen in allen Stadien der Arbeit, damit fertig zu werden, dass ich häufig abwesend war und ihr viele zusätzliche Lasten aufbürdete. Dafür bin ich ihr ewig dankbar.

I.

Berlin im neuen Jahr

Weihnachten 1944 hatten die Berliner, zermürbt von Bombennächten und schlechtem Essen, wenig zu feiern. Die Luftangriffe hatten große Teile der Reichshauptstadt in Schutt und Asche gelegt. Der mitunter schnoddrige Mutterwitz der Bewohner war einem rabenschwarzen Galgenhumor gewichen, der sich in einer »Empfehlung« zum Fest Ausdruck verschaffte: »Denk praktisch, schenk einen Sarg.«

Genau zwei Jahre zuvor war die Stimmung in Deutschland umgeschlagen. Just zum Weihnachtsfest 1942 hatten Gerüchte die Runde gemacht, General Paulus' Sechste Armee sei an der Wolga eingeschlossen. Das Naziregime tat sich schwer einzugestehen, dass der schlagkräftigste Truppenteil der Wehrmacht in den Ruinen von Stalingrad und in der frostklirrenden Steppe ringsum dem Untergang geweiht war. Um das Land auf die schlechte Nachricht einzustimmen, hatte der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, eine »Deutsche Weihnacht« gefordert, was im Nazijargon Sparsamkeit und ideologische Entschlossenheit bedeutete, nicht Kerzen, Tannenbaum und »Stille Nacht«. Nun, 1944, war die traditionelle Weihnachtsgans nur noch eine ferne Erinnerung.

Wo die Häuserfassaden eingestürzt waren, konnte man in Wohn- oder Schlafzimmer schauen, in denen noch die Bilder an den Wänden hingen. Die Schauspielerin Hildegard Knef sah ein Klavier verlassen in einer Zimmerecke stehen. Niemand kam an das Instrument heran, und sie fragte sich, wann es wohl in die Trümmer darunter stürzen werde. Familien hatten Nachrichten an rußgeschwärzte Häuserwände gekritzelt, damit ihre Wehrmachtsangehörigen, sollten sie von der Front heimkehren, wussten, dass ihre Verwandten am Leben waren, und sie diese finden konnten. Die Nazis dagegen drohten: »Plünderer werden mit dem Tode bestraft!«

Die Luftangriffe, welche die Briten bei Nacht und die Amerikaner bei Tage flogen, waren inzwischen so häufig geworden, dass die Berliner mehr

in Kellern und Luftschutzbunkern hockten als in ihren Betten lagen. Der fehlende Schlaf trug zu der merkwürdigen Mixtur von unterdrückter Hysterie und Schicksalsergebenheit bei. Die zahlreichen Witze, die damals kursierten, lassen darauf schließen, dass nicht mehr allzu viele Menschen fürchteten, wegen Defätismus bei der Gestapo denunziert zu werden. Die riesigen Lettern LSR für Luftschutzraum, denen man überall begegnete, wurden in »Lernt schnell Russisch« uminterpretiert.¹ Etliche Berliner grüßten schon lange nicht mehr mit »Heil Hitler!« Als der Hitlerjunge Lothar Loewe, der längere Zeit nicht mehr in der Stadt gewesen war, mit dem Hitlergruß ein Geschäft betrat, wurde er verwundert angestarrt. Fortan benutzte er ihn nur noch im Dienst. Die meisten Leute sagten jetzt stattdessen: »Bleib übrig!«²

Gewitzelt wurde auch über die grotesken, zuweilen surrealen Orte, welche die Menschen häufig aufsuchen mussten. Der größte Luftschutzkeller Berlins war der Bunker am Zoo, eine riesige Festung des totalitären Zeitalters aus Stahl und Beton mit Flakbatterien auf dem Dach und gewaltigen Hallen, wohin die Berliner strömten, wenn die Sirenen aufheulten. Ursula von Kardorff erschien er in ihren Tagebuchaufzeichnungen »wie das Bühnenbild zur Gefängniszene im ›Fidelio‹«. Auf den Wendeltreppen aus Beton umschlangen sich die Liebespaare wie bei der »Travestie eines Kostümfestes«.³

Jeder erwartete den Zusammenbruch des Staates, wie auch der persönlichen Existenz. Die Menschen gaben ihr Geld bedenkenlos aus, als werde es bald nichts mehr wert sein. Man erzählte sich von Mädchen und jungen Frauen, die sich in den dunklen Ecken am Bahnhof Zoo und im Tiergarten wildfremden Männern hingaben. Der Drang, die Unschuld zu verlieren, schien zu wachsen, je näher die Rote Armee der Hauptstadt kam.

Die in blassblaues Licht getauchten Luftschutzkeller, in denen die Menschen Schutz suchten, in ihre wärmsten Kleider gehüllt, Kartons mit Thermosflaschen und belegten Broten unter dem Arm, erinnerten in der Tat an eine klaustrophobische Hölle. Theoretisch gab es dort alles, was man brauchte – darunter auch einen Sanitätsraum mit einer Krankenschwester für die Notentbindung. Die Erschütterungen der Bombenexplosionen schienen diese geradezu heraufzubeschwören. Sie dröhnten, als kämen sie vom Mittelpunkt der Erde. Die Decken waren mit Leuchtfarbe gestrichen, denn die Lampen begannen im Bombenhagel oft zu flackern und verlöschten schließlich ganz. Als Hauptleitungen getroffen wurden, versiegte die

Wasserzufuhr, und die Aborte quollen bald über. Nicht selten wurden die Toiletten auch einfach verschlossen, weil es oft vorkam, dass verzweifelte Menschen sich dort einriegelten und aus dem Leben schieden.

Für eine Bevölkerung von drei Millionen Menschen reichten die Luftschutzräume nicht aus und waren daher ständig überfüllt. Auf den Treppen, in den Gängen und Hallen drängten sich die Menschen. Die Luft roch verbraucht, und Kondenswasser tropfte von den Decken. So waren die Keller unter dem U-Bahnhof Gesundbrunnen für 1500 Personen gedacht, meist aber hielten sich dreimal so viele darin auf. Man zündete Kerzen an, um zu prüfen, ob noch genügend Sauerstoff vorhanden war. Wenn das Talglicht auf dem Boden ausging, hob man die Kinder auf die Schultern. Sobald eines auf einem Stuhl nicht mehr brannte, musste der Raum evakuiert werden. Und begann gar ein anderes in Kinnhöhe zu flackern, so wurde der ganze Bunker geräumt, was immer sich draußen auch abspielen mochte.

Den 300 000 ausländischen Zwangsarbeitern in Berlin, deren Herkunft man an einem Buchstaben auf ihrer Kleidung ablesen konnte, war es strikt verboten, Bunker und Luftschutzkeller aufzusuchen. Nach der Rassenlehre der Nazis durften sie den Ariern nicht zu nahe kommen, und den Behörden ging es vor allem darum, das Leben von Deutschen zu retten. Auf einen Zwangsarbeiter mehr oder weniger, vor allem wenn er aus dem Osten, aus der Ukraine oder aus Weißrussland, stammte, kam es nicht an. Trotzdem genossen diese, unter denen auch Freiwillige waren, wesentlich mehr Freiheit als die Unglücklichen, die in den Lagern dahinsiechten. Die ausländischen Arbeiter der Rüstungsbetriebe hatten sich in dunklen Winkeln des Bahnhofs Friedrichstraße ihr Refugium und ihre eigene Subkultur mit Informationen, Unterhaltung und Spielen geschaffen. Als die Rote Armee vorrückte, stieg ihre Stimmung, während die ihrer Ausbeuter sank. Den meisten Deutschen waren die Ausländer nicht geheuer. Sie sahen sie als Fünfte Kolonne, bereit zu Angriff und Vergeltung, sobald der Feind in die Stadt eindrang.

Die Berliner wurden von der Urangst vor den slawischen Eroberern aus dem Osten beherrscht. Angst kann leicht in Hass umschlagen. Während die Rote Armee unaufhaltsam näher kam, erging sich die Goebbels-Propaganda in grausigen Berichten über Nemmersdorf im südlichen Ostpreußen, dessen Einwohner von Sowjetsoldaten bei ihrem Einmarsch im Herbst 1944 vergewaltigt und massakriert worden waren.[†]

Manche Leute hatten ihre Gründe, bei einem Bombenangriff nicht in den Keller zu gehen. Ein verheirateter Mann, der sich regelmäßig bei seiner Geliebten am Prenzlauer Berg aufhielt, mied deren Hauskeller, um keinen Verdacht zu erregen. Eines Abends schlug ein Volltreffer in das Haus ein, und der unglückselige Ehebrecher auf seinem Sofa steckte plötzlich bis zum Hals in herabgefallenen Trümmern. Nach dem Angriff hörten ein Junge namens Erich Schmidtke und ein tschechischer Zwangsarbeiter, den man im Keller geduldet hatte, seine Hilferufe und rannten zu ihm hinauf. Als man ihn ausgegraben und ins Krankenhaus gebracht hatte, musste der 14-jährige Erich die Ehefrau aufsuchen und ihr mitteilen, dass ihr Mann in der Wohnung einer anderen Frau verletzt worden war. Sie war außer sich vor Zorn. Dass er sie betrogen hatte, hatte sie mehr in Rage versetzt als sein unglückliches Schicksal. Kinder hatten rasch zu lernen, wie hart die Welt der Erwachsenen sein konnte.⁵

Wie die meisten Amtsträger war auch General Günther Blumentritt überzeugt, die Bombenangriffe auf Deutschland hätten eine echte »Volksgenossenschaft« geschmiedet.⁶ Das mag 1942 und 1943 vielleicht der Fall gewesen sein, aber Ende 1944 war die Bevölkerung bereits eindeutig in Fanatiker und Kriegsmüde zerfallen. In Berlin hatte es immer den höchsten Anteil von Nazigegnern gegeben, wie die Wahlergebnisse vor 1933 zeigten. Aber von einer sehr kleinen, mutigen Minderheit abgesehen, war es bis dahin bei Spötteleien und drastischen Kommentaren über die Nazis geblieben. Die Mehrheit hatte das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 tief erschreckt. Und als Druck auf die Grenzen des Reichs in West und Ost immer stärker wurde, überschüttete sie Goebbels mit einem Schwall von Lügen, der »Führer« werde neue »Wunderwaffen« gegen die Feinde schicken wie ein zorniger Jupiter, der als Symbole seiner Macht Blitze zu schleudern vermag.

Eine Frau schrieb ihrem Ehemann in einem französischen Gefangenenerlager einen Brief, in dem diese Festungsmentalität und das Vertrauen in die Propaganda des Regimes zum Ausdruck kommen: »Ich glaube so fest an unser Schicksal«, schrieb sie, »dass nichts mein Vertrauen erschüttern kann, das aus unserer langen Geschichte, unserer ruhmreichen Vergangenheit herrührt, wie Dr. Goebbels sagt. Anders kann es gar nicht sein. Wir sind jetzt an einem sehr tiefen Punkt angekommen, aber wir haben Männer von Entschlossenheit. Das ganze Land ist bereit zu marschieren, die Waffe in der Hand. Wir haben Geheimwaffen, die eingesetzt werden, wenn es so weit

ist. Vor allem aber haben wir einen Führer, dem wir mit geschlossenen Augen folgen können. Lasse dich nicht unterkriegen, um keinen Preis.«⁷

Die Ardennenoffensive, die am 16. Dezember 1944 gestartet wurde, hob die Moral der Hitleranhänger noch einmal. Endlich wendete sich das Blatt. Der blinde Glaube an den »Führer« und an Wunderwaffen wie die V2 verstellte ihnen den Blick auf die Realität. Gerüchte kamen auf, die Erste US-Armee sei eingekesselt und mithilfe von Kampfgas komplett gefangen genommen worden. Plötzlich glaubte man wieder, man könne die ganze Welt erpressen und für alles Rache nehmen, was Deutschland hatte erdulden müssen. Bald werde man wieder in Paris sein, hieß die Parole bei den Fanatikern. Viele bedauerten, dass die französische Hauptstadt immer noch unbeschädigt war, während Berlin in Trümmern lag. Vielleicht gelang es nun, den Lauf der Geschichte zu korrigieren.

Das Oberkommando des Heeres (OKH) teilte diese Begeisterung für eine Offensive im Westen nicht. Im Generalstab fürchtete man, Hitlers strategischer Vorstoß gegen die Amerikaner in den Ardennen könnte die Ostfront im entscheidenden Moment schwächen. Auf jeden Fall war der Plan viel zu riskant. Die Sechste SS-Panzerarmee unter Oberstgruppenführer Sepp Dietrich und die Fünfte Panzerarmee unter General Hasso von Manteuffel standen an der Spitze der Operation. Jedoch angesichts des grassierenden Treibstoffmangels war es äußerst unwahrscheinlich, dass sie Antwerpen, die wichtigste Nachschubbasis der Alliierten, überhaupt erreichten.

Hitler war von der fixen Idee besessen, das Kriegsglück noch zu seinen Gunsten wenden und Roosevelt und Churchill an den Verhandlungstisch zwingen zu können. Die Idee, mit der Sowjetunion Verhandlungen aufzunehmen, hatte er bislang vehement zurückgewiesen – einerseits, weil er zu Recht annahm, Stalin wolle Nazideutschland vernichten, andererseits, weil es dafür ein grundsätzliches Hindernis gab: die extreme persönliche Eitelkeit des »Führers«. Er konnte keinen Waffenstillstand anbieten, solange Deutschland sich auf der Verliererseite befand. Ein Sieg in den Ardennen war daher in jeder Hinsicht unabdingbar. Aber die Amerikaner leisteten bei Bastogne erbitterten Widerstand. Und als der Himmel aufklarte, war die Kraft des Angriffs durch den massiven Einsatz der alliierten Luftwaffe binnen einer Woche gebrochen.

Am Heiligen Abend 1944 fuhr General Heinz Guderian, Generalstabschef des OKH, in einem riesigen Mercedes beim »Führer«-Hauptquartier im Westen vor. Die »Wolfsschanze« in Ostpreußen hatte Hitler bereits am

20. November 1944 verlassen, um sich in Berlin einem kleinen Eingriff am Kehlkopf zu unterziehen. Am Abend des 10. Dezember war er aus der Hauptstadt in seinem persönlichen gepanzerten Zug wieder abgereist zu einem weiteren geheimen, gut getarnten Gebäudekomplex in den Wäldern bei Ziegenberg, kaum 40 Kilometer von Frankfurt am Main entfernt. Der »Adlerhorst« war das letzte seiner Feldhauptquartiere mit einem Namen, welcher der Fantasie eines kleinen Jungen entsprungen schien.

Guderian, der große Strategie des Panzerkriegs, hatte die Risiken dieser Operation zwar von Anfang an erkannt, aber bis dahin kaum etwas tun können. Und obwohl das OKH für die Ostfront zuständig war, hatte es auch dort niemals freie Hand gehabt. Für Operationen an den anderen Fronten war das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) verantwortlich. Beide Dienststellen hatten ihre unterirdischen Quartiere unweit voneinander bei Zossen, südlich von Berlin.

Guderian konnte zwar ebenso aufbrausend sein wie Hitler, vertrat aber völlig andere Auffassungen. Für spekulative internationale Strategien hatte er keine Zeit, wenn das Land von allen Seiten angegriffen wurde. Stattdessen verließ er sich auf sein militärisches Gespür dafür, woher die größte Gefahr drohte. Und da konnte es für ihn keinerlei Zweifel geben. Mit sich brachte er eine Analyse von General Reinhard Gehlen, dem Chef seiner Abteilung »Fremde Heere Ost«, der Militäraufklärung der Ostfront. Gehlen schätzte, dass die Rote Armee um den 12. Januar von der Weichsel her einen Großangriff starten werde. Nach seinen Berechnungen besaß der Feind eine Überlegenheit von 11:1 bei der Infanterie, von 7:1 bei den Panzern und 20:1 bei der Artillerie. Auch seine Luftwaffe war stärker.⁸

Im Besprechungsraum des »Adlerhorsts« traf Guderian auf Hitler und dessen militärische Berater, des Weiteren auf den »Reichsführer SS«, Heinrich Himmler, der nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 auch Befehlshaber des Ersatzheeres geworden war. Alle militärischen Berater Hitlers waren wegen absoluter Treue zum »Führer« ausgewählt worden. Der Chef des OKW, Feldmarschall Keitel, war für seine aufgeblasenheit und zugleich Liebedienerei gegenüber Hitler bekannt. Bei frustrierten Offizieren hieß er nur der »Nickesel« oder der »Reichsgaragenmann«. Generaloberst Jodl, der eine harte, kalte Miene zur Schau trug, war zwar viel kompetenter als Keitel, widersetzte sich aber niemals Hitlers verheerendem Bestreben, sich um jedes Bataillon kümmern zu wollen. Als er es im Herbst 1942 einmal wagte, seinem Herrn zu widersprechen, hätte ihn das beinahe seinen

Posten gekostet. General Burgdorf, Hitlers oberster Wehrmachtsadjutant und Chef des Heeres-Personalamts, das alle Ernennungen kontrollierte, hatte den devoten General Schmudt ersetzt, der in der »Wolfsschanze« Stauffenbergs Bombe zum Opfer gefallen war. Burgdorf war es auch, der Generalfeldmarschall Rommel Gift zusammen mit dem Befehl überbracht hatte, sich das Leben zu nehmen.

Gestützt auf Erkenntnisse aus Gehlens Abteilung »Fremde Heere Ost«, schilderte Guderian den Aufmarsch der Roten Armee für eine Großoffensive im Osten. Er sagte voraus, dass diese innerhalb von drei Wochen beginnen werde. Da die Ardennenoffensive zum Stillstand gekommen sei, forderte er, so viele Divisionen wie nur möglich von dort an die Weichselfront zu verlegen. Hitler unterbrach ihn. Er erklärte die Angaben der Abteilung »Fremde Heere Ost« für lächerlich. Statt dessen behauptete er, ein russischer Schützenverband sei höchstens 7000 Mann stark, und den Panzerverbänden mangelte es an Panzern. »Das ist der größte Bluff seit Dschingis Khan«, rief er aus, »wer hat diesen Blödsinn ausgegraben?«

Guderian widerstand der Versuchung zu entgegnen, dass Hitler selbst von Armeen gesprochen habe, die tatsächlich nur die Stärke von einigen Korps hatten, von Panzerdivisionen, die nur ein Regiment stark waren. Aber er verteidigte Gehlens Zahlen. Zu seinem Entsetzen forderte darauf General Jodl, die Offensive im Westen müsse mit weiteren Angriffen fortgesetzt werden. Da Hitler genau das wollte, biss Guderian auf Granit. Beim Abendessen musste er sich dann auch noch Himmlers Urteil anhören, der sich in der neuen Rolle als Militär gefiel, seit Hitler ihn neben all seinen anderen Posten zum Chef der Heeresgruppe »Oberrhein« ernannt hatte. »Wissen Sie, lieber Generaloberst«, meinte er zu Guderian, »ich glaube nicht, dass die Russen überhaupt angreifen. Das ist alles nur ein Riesenbluff.«⁹

Guderian blieb nichts übrig, als unverrichteter Dinge in sein Hauptquartier bei Zossen zurückzukehren. Inzwischen schnellten die Verluste im Westen in die Höhe. Die Ardennenoffensive und weitere damit verbundene Operationen kosteten 80 000 deutsche Opfer. Außerdem verbrauchte sie einen riesigen Teil von Deutschlands rasch schwindenden Treibstoffreserven. Hitler wollte nicht wahrhaben, dass die Ardennenoffensive mit der »Kaiserschlacht« vergleichbar war, dem letzten großen deutschen Angriff im Ersten Weltkrieg. Jede Parallele zu 1918 wies er brüsk zurück. Er erachtete jenes Jahr ausschließlich als Symbol für den »Dolchstoß«, der den Kaiser gestürzt und Deutschland diese schmachvolle Niederlage gebracht hatte.

Allerdings gab es bei Hitler zuweilen auch lichte Momente. »Ich weiß, der Krieg ist verloren«, sagte er einmal spätabends zu seinem Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below. »Die Übermacht ist zu groß.« An dem Verhängnis waren natürlich nur die anderen schuld. Überall sah er »Verräter«, besonders im Heer. Er argwöhnte, der Kreis derer, die heimlich mit den gescheiterten Attentätern sympathisierten, sei viel größer gewesen, oftmals gerade unter jenen, die am meisten vom Nationalsozialismus profitierten, die er verwöhnt und ausgezeichnet habe. »Wir kapitulieren nicht, niemals«, erklärte er indessen. »Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen.«¹⁰

Angesichts der neuen Katastrophe, die sich an der Weichsel abzuzeichnen begann, wurde General Guderian noch zweimal in rascher Folge im »Adlerhorst« bei Ziegenberg vorstellig. Dabei erfuhr er zu seinem Entsetzen, dass Hitler, ohne ihn darüber zu informieren, SS-Panzereinheiten von der Weichselfront nach Ungarn verlegen ließ. Wie stets überzeugt, dass nur er die strategischen Probleme richtig erkannte, hatte er sich kurzerhand entschlossen, dort einen Gegenangriff anzuordnen, um die Ölfelder zurückzuerobern. Er wollte nach Budapest durchbrechen, um das die Rote Armee am Heiligen Abend den Belagerungsring geschlossen hatte.

Guderian traf am Neujahrstag genau in dem Moment ein, da die Spitzen des Reichs angetreten waren, um dem »Führer« ihre Wünsche für ein erfolgreiches neues Jahr zu entbieten.¹¹ Am selben Morgen hatte im Elsass die Operation »Nordwind« begonnen, mit der die Ardennenoffensive verlängert werden sollte. Der Tag wurde für die deutsche Luftwaffe zu einem Desaster. Mit großsprecherischem Gehabe, das für sein verantwortungsloses Wesen so typisch war, hatte Göring fast 1000 Flugzeuge in Angriffe gegen Bodenziele an der Westfront gejagt. Dieser Versuch, Hitler zu beeindrucken, hatte das Ende der Luftwaffe als wirksame militärische Kraft besiegelt. Von nun an besaßen die Alliierten die absolute Lufthoheit.

Der »Großdeutsche Rundfunk« sendete Hitlers Neujahrsansprache. Von den Kämpfen im Westen war keine Rede, was nur heißen konnte, dass es dort schlecht aussah. Auch zu den Wunderwaffen äußerte sich der »Führer« merkwürdig zurückhaltend. Einige glaubten, die Rede sei vorproduziert worden oder gar eine Fälschung. Hitler hatte sich schon so lange nicht mehr in der Öffentlichkeit gezeigt, dass inzwischen wilde Gerüchte kursierten. Es hieß, er habe den Verstand verloren, und Göring sitze in einem Geheimgefängnis, weil er sich nach Schweden absetzen wollte.¹²

Manche Berliner, die nur mit Grauen an die nahe Zukunft denken konnten, mochten nicht einmal mit dem üblichen »Prosit Neujahr!« anstoßen. Bei Familie Goebbels war der berühmte Stuka-Flieger und am höchsten dekorierte Offizier der Wehrmacht, Oberst Hans-Ulrich Rudel, zu Gast. Als Zeichen der Sparsamkeit wurde Kartoffelsuppe aufgetragen.¹³

Die Feiertage zum Jahreswechsel endeten am 3. Januar morgens. Das deutsche Pflichtgefühl war ungebrochen, was immer auch geschah. Viele hatten in ihren Büros und Fabriken kaum noch etwas zu tun, da es überall an Material und Zulieferteilen fehlte, aber sie kamen pünktlich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln oder zu Fuß durch die Trümmer zur Arbeit. Wie durch ein Wunder wurden U- und S-Bahngleise immer wieder repariert, wenn auch kaum ein Waggon noch ganze Fensterscheiben hatte. In Büros und Fabrikhallen wurde gefroren, denn auch dort gab es nur noch leere Fensterhöhlen und kaum etwas zum Heizen. Mit Erkältung oder Grippe musste jeder selber fertig werden. Auf einen Arzt konnte man nur noch hoffen, wenn man schwer erkrankte, denn fast alle Mediziner waren eingezogen. In Krankenhäusern und Kliniken arbeiteten fast nur noch Ausländer. Selbst die Berliner Universitätsklinik Charité beschäftigte Ärzte aus einem halben Dutzend Länder, darunter Holländer, Peruaner, Rumänen, Ukrainer und Ungarn.¹⁴

Der einzige Wirtschaftszweig, der noch zu florieren schien, war die Rüstungsindustrie. Sie stand unter Leitung von Hitlers persönlichem Architekten, dem Wunderkind Albert Speer. Am 13. Januar hielt dieser in einem Lager in Krampnitz bei Berlin einen Vortrag vor Wehrmachtsoffizieren. Er betonte, wie wichtig der direkte Kontakt zwischen den Kommandeuren an der Front und der Rüstungsindustrie sei. Speer unterschätzte nicht, wie andere Naziminister, die Intelligenz seiner Zuhörer. Er vermied es, die Lage schönzureden, und scheute sich nicht, die katastrophalen Verluste zu erwähnen, von denen die Wehrmacht in den letzten acht Monaten heimgesucht worden war.¹⁵

Das Problem seien nicht die Bombenangriffe der Alliierten, argumentierte er. Allein im Dezember habe die deutsche Industrie 218 000 Gewehre hergestellt. Das sei fast die doppelte Monatsmenge des Jahres 1941, als die Wehrmacht in die Sowjetunion einfiel. Die Produktion von automatischen Waffen war inzwischen auf die vierfache und die von Panzern fast auf die fünffache Menge gestiegen. Im Dezember 1944 waren allein in Deutschland 1840 gepanzerte Fahrzeuge fertig gestellt worden, etwa die Hälfte der

Jahresproduktion von 1941. Die Panzer seien wesentlich massiver geworden. Die größte Schwierigkeit ergab sich laut Speer aus dem Mangel an Treibstoff. Zu den Munitionsreserven äußerte er sich nicht. Alle diese Waffen zu produzieren hatte wenig Sinn, wenn dafür nicht ausreichend Munition zur Verfügung stand.

Über 40 Minuten lang spulte Speer sein Zahlenmaterial mit der Routine des Fachmanns herunter. Allerdings vergaß er zu erläutern, dass die Hauptursache für die Waffenknappheit der Wehrmacht die massiven Verluste an der Ost- und Westfront in den vergangenen acht Monaten waren. Er äußerte die Hoffnung, dass die deutschen Fabriken im Frühjahr 1946 100 000 Maschinenpistolen im Monat herstellen könnten. Natürlich blieb die Tatsache unerwähnt, dass in den Fabriken inzwischen fast ausschließlich Zwangsarbeiter tätig waren, welche die SS herbeigeschafft hatte. Ebenfalls verlor er kein Wort darüber, dass diese sich förmlich zu Tode schufteten mussten. Jeden Tag starben sie zu Tausenden. Und die Gebiete, aus denen sie kamen, schrumpften immer mehr zusammen. Als Speer diesen Vortrag hielt, wurden sowjetische Truppen in einer Stärke von über vier Millionen Mann längs der Weichsel und südlich der Grenze zu Ostpreußen zusammengezogen. Es stand jene Offensive bevor, welche Hitler als Schwindel abgetan hatte.

2.

Das Kartenhaus an der Weichsel

General Gehlens Schätzung der Stärke der Sowjets war nicht übertrieben, vielleicht hinsichtlich der am meisten gefährdeten Bereiche sogar etwas zu niedrig. Die Rote Armee hatte 6,7 Millionen Mann an einer Front aufgeboten, die von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte.¹ Das war mehr als die doppelte Stärke der Wehrmacht und ihrer Verbündeten, als diese im Juni 1941 die Sowjetunion überfallen hatten. Hitlers damalige Annahme, die Rote Armee werde rasch zusammenbrechen, erwies sich als einer der katastrophalsten Irrtümer der Geschichte.

»Wir sind verloren«, bekannte ein deutscher Unteroffizier im Januar 1945, »aber wir werden kämpfen bis zum letzten Mann.«² Für die felderfahrenen Soldaten an der Ostfront war es längst Gewissheit, dass sie dem Tod ins Auge blickten. Ein anderer Ausgang schien undenkbar nach allem, was sie in den zuvor eroberten Gebieten angerichtet hatten. Die Rote Armee war eindeutig auf Vergeltung aus. Kapitulation bedeutete, sich in einem sibirischen Lager als »Stalinpferd« zu Tode schuffen zu müssen. »Wir kämpften nicht mehr für Hitler, für den Nationalsozialismus oder für das Dritte Reich«, schrieb ein aus dem Elsass stammender Veteran der Division »Großdeutschland«, »nicht einmal für unsere Bräute, Mütter oder Familien, auf die in deutschen Städten Bomben fielen. Wir kämpften aus purer Angst. ... Wir kämpften für uns selbst, um nicht in Löchern voller Schlamm und Schnee wie Ratten verrecken zu müssen.«³

Das Debakel des Vorjahres, vor allem die Einkesselung und Zerschlagung der Heeresgruppe Mitte, war nicht vergessen. Führungsoffiziere der Nazis, die Pendanten zu den sowjetischen Kommissaren, suchten mit Versprechungen und der Drohung, jeden standrechtlich zu erschießen, der überlaufen oder ohne Befehl zurückweichen sollte, die Moral der Landser zu heben. »Die Offensive der Russen braucht ihr nicht zu fürchten«, behaupteten sie. »Wenn der Gegner zum Angriff übergeht, sind unsere Panzer in vier Stun-

den zur Stelle.«⁴ Aber die erfahreneren Soldaten wussten, was ihnen bevorstand.

Zwar hatten Guderians Stabsoffiziere in Zossen richtig prognostiziert, wann mit dem Angriff zu rechnen war, aber bis zur vordersten Front schien diese Erkenntnis nicht gedrungen zu sein. Der Stabsgefreite Alois K. von der 304. Infanteriedivision, den ein sowjetisches Kommando als »Zunge« gefangen nahm, sagte vor den Vernehmungsoffizieren der Ersten Ukrainischen Front aus, sie hätten den Angriff zunächst vor Weihnachten erwartet. Dann wieder hieß es, er erfolge am 10. Januar, den man für Stalins Geburtstag hielt.⁵

Nachdem General Guderian die drei Hauptfronten im Osten – Ungarn, die Weichsel und Ostpreußen – in aller Eile inspiziert hatte, suchte er in Begleitung seines Adjutanten, Major Baron Freytag von Loringhoven, noch einmal Hitler in Ziegenberg auf. Er legte ihm die jüngsten Schätzungen der Stärke des Gegners vor – sowohl die von Gehlen als auch die vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe, General Seidemann. Die Luftaufklärung hatte ermittelt, dass an den Aufmarschlinien längs der Weichsel und der Grenze zu Ostpreußen 8000 sowjetische Flugzeuge konzentriert waren. Göring unterbrach die Darlegung des Stabschefs. »Mein Führer, glauben Sie das nicht«, sagte er zu Hitler. »Das sind keine echten Flugzeuge. Das sind nur Attrappen.« Und der Speichellecker Keitel hieb dazu mit der Faust auf den Tisch. »Der Reichsmarschall hat Recht«, tönte er.⁶

Der Rest der Besprechung war reine Farce. Hitler erklärte Gehlens Ausarbeitungen erneut für »völlig idiotisch« und verlangte, der Verfasser sollte sofort ins Irrenhaus gesperrt werden. Guderian entgegnete gereizt, da er sie sich zu Eigen gemacht habe, solle man ihn gleich dazusperren. Das Ersuchen von General Harpe an der Weichselfront und General Reinhardt in Ostpreußen, ihre am meisten gefährdeten Einheiten auf besser zu verteidigende Positionen zurückzuziehen, stieß auf schroffe Ablehnung Hitlers. Außerdem bestand er darauf, die in Kurland eingeschlossenen 200 000 Mann sollten dort bleiben und nicht über die Ostsee evakuiert werden, um für den Schutz der Grenzen des Reichs bereitzustehen. Guderian, den die Vogel-Strauß-Strategie des »Führer«-Hauptquartiers anwiderte, schickte sich zum Gehen an.

»Die Ostfront«, sagte da Hitler unvermittelt, um Guderian ein wenig zu besänftigen, »hat noch nie so viele Reserven gehabt wie jetzt. Das ist Ihr Verdienst. Ich danke Ihnen dafür.« »Die Ostfront«, erwiderte Guderian, »ist

wie ein Kartenhaus. Wird die Front an einer einzigen Stelle durchstoßen, so fällt sie zusammen.«⁷ Ironie der Geschichte: Das gleiche Bild hatte Goebbels 1941 im Hinblick auf die Rote Armee gebraucht.

Guderian kehrte in düsterer Stimmung nach Zossen zurück. Er fragte sich, ob Hitlers und Jodls Begriffsstutzigkeit etwa damit zusammenhängen, dass sie beide aus Gegenden des Reichs – Österreich und Bayern – stammten, denen noch keine Gefahr drohte. Guderian war Preuße. Seine Heimat würde verwüstet werden und war möglicherweise für immer verloren. Hitler hatte seinem großen Panzergeneral als Belohnung für die Erfolge in den ersten Kriegsmonaten das konfiszierte Gut Deipenhof im »Warthegau« geschenkt, einem Teil Westpolens, das die Nazis besetzt und dem Reich einverleibt hatten. Jetzt sah er diese Gegend von der bevorstehenden Weichseloffensive unmittelbar bedroht. Seine Frau war noch dort. Misstrauisch beobachtet von den örtlichen Naziführern, würde sie erst im allerletzten Augenblick flüchten können.

Etwa 24 Stunden später erhielt Guderians Stab in Zossen die Bestätigung, dass der Angriff bereits in wenigen Stunden und nicht erst in Tagen erfolgen werde. Pioniere der Roten Armee räumten nachts die Minenfelder, und an den Brückenköpfen wurden Panzer zusammengezogen. Hitler ordnete an, die deutschen Panzerreserven an der Weichselfront nach vorn zu verlegen, obwohl sie damit in Reichweite der sowjetischen Artillerie gerieten. Einige hohe Offiziere fragten sich bereits, ob Hitler vielleicht insgeheim schon das Kriegsende herbeisehnte.

Die Rote Armee schien sich darauf verlegt zu haben, immer zu dem Zeitpunkt anzugreifen, wenn man keinen Hund vor die Tür jagte. Erfahrene Frontkämpfer, die das schon oft erlebt hatten, sprachen dann von »Russenwetter«.⁸ Unter den sowjetischen Truppen herrschte die Überzeugung vor, dass winterliche Bedingungen, ob nun Frost oder Matsch, ihnen Vorteile brachten. Sie litten relativ wenig an Erfrierungen und Fußbrand, was sie darauf zurückführten, dass die russischen Einheiten traditionell Fußlappen aus grobem Leinen statt Socken trugen. Die Meteorologen kündigten einen ungewöhnlichen Winter an.⁹ Auf die große Kälte im Januar sollten schwere Regenfälle und nasser Schnee folgen. Es erging der Befehl: »Lederstiefel ausbessern.«¹⁰

Die Rote Armee hatte in vieler Hinsicht Fortschritte gemacht – bei den schweren Waffen, bei der Planung, Tarnung und Durchführung ihrer Operationen, mit denen sie die Deutschen immer öfter unvorbereitet traf. Und

doch waren einige Schwächen geblieben. Vor allem ist hier der chaotische Mangel an Disziplin zu nennen, für einen totalitären Staat ein erstaunliches Phänomen. Zum Teil kann er mit der verbreiteten Überforderung der jungen Offiziere erklärt werden.

Für einen 17- oder 18-jährigen Unterleutnant der Infanterie war dieser Krieg in der Tat eine harte Schule. »Zu jener Zeit«, schrieb der Romancier und Frontberichterstatter Konstantin Simonow, »wurden junge Menschen in einem Jahr, einem Monat oder gar in einer einzigen Schlacht erwachsen.«¹¹ Viele überlebten ihre Feuertaufe nicht. Begierig, sich vor ihren front-erprobten Kommandeuren, von denen viele ihre Väter hätten sein können, zu bewähren, stürzten sie sich tollkühn in den Kampf und mussten dafür bezahlen.

Die Disziplin litt zudem darunter, dass Rotarmisten von ihren eigenen Vorgesetzten sehr inhuman behandelt wurden. Und natürlich spielten auch die Stärken und Schwächen des komplizierten Nationalcharakters eine Rolle. »Der russische Infanterist«, schrieb Jelena Senjawskaja, »ist ausdauernd, anspruchslos und ohne jede Vorsicht – ein überzeugter Fatalist. ... In diesen Eigenschaften ist er unvergleichbar.« Ein einfacher Soldat in einer Schützendivision vertraute seinem Tagebuch an, wie die Stimmung seiner Kameraden wechseln konnte: »Erstes Stadium – der Soldat, wenn kein Vorgesetzter in der Nähe ist. Er murrte, stößt Drohungen aus und spielt sich auf. Er steckt sich gern etwas in die Tasche oder ist auf Streit über nichtige Dinge aus. Er ist reizbar, was zeigt, dass ihn das Soldatenleben hart ankommt. Zweites Stadium – der Soldat in Anwesenheit von Vorgesetzten: Jetzt ist er still und unterwürfig. Schluckt bereitwillig, was ihm gesagt wird. Glaubt allen Versprechungen. Blüht auf, wenn er gelobt wird, bewundert forsche Offiziere, über die er sich hinter ihrem Rücken lustig macht. Drittes Stadium – der Soldat in der Zusammenarbeit mit anderen oder im Kampf: Hier ist er ein Held. Lässt niemals einen Kameraden im Stich. Stirbt klaglos, als gehöre auch das zu seinen Pflichten.«¹²

In der Roten Armee galten die Panzertruppen als besonders tapfer. Nachdem sie wie die Luftwaffe in der Anfangsphase des Krieges schwere Schläge hatten hinnehmen müssen, waren sie jetzt die Helden. Wassili Grossman, ein weiterer Autor und Frontberichterstatter, fand die »Tankisten« jetzt fast ebenso faszinierend wie vor Jahren die Scharfschützen von Stalingrad. Bewundernd beschrieb er sie als »Kavalleristen, Artilleristen und Mechaniker in einem«.¹³ Als größter Kraftquell der Roten Armee er-

wies sich jedoch die erregende Vorstellung, dass das Reich nun zum Greifen nahe war. Diejenigen, die das sowjetische Vaterland so geschunden hatten, sollten nun bald spüren, was es hieß: »Wer Wind sät, wird Sturm ernten.«¹⁴

Ende Oktober 1944 stand die Offensive in ihren Grundzügen fest. Die Stawka, wie das sowjetische Oberkommando allgemein hieß, wurde von Marschall Stalin geführt, ein Rang, den er sich nach der Stalingrader Schlacht selbst verliehen hatte. Er war entschlossen, die Kontrolle nicht aus der Hand zu geben. Dabei ließ er seinen Kommandeuren eine Handlungsfreiheit, um die sie deutsche Generäle beneidet hätten. Anders als Hitler hörte er sich auch Gegenargumente aufmerksam an. Allerdings wollte er auf keinen Fall zulassen, dass sich seine Befehlshaber Eigenmächtigkeiten erlaubten, wenn sich der Sieg abzeichnete. So beendete er nun die bis dahin gängige Praxis, Vertreter der Stawka zur Beaufsichtigung der Operationen in die Einheiten zu schicken. Diese Rolle übernahm er selbst, obwohl er weiterhin keineswegs die Absicht hatte, sich persönlich an der Front blicken zu lassen.

Außerdem beschloss Stalin, die oberste Kommandoebene erneut durcheinander zu wirbeln. Daraus resultierende Eifersüchteleien und Verstimmungen waren ihm dabei durchaus recht.¹⁵ Als wichtigste Veränderung löste er Marschall Konstantin Rokossowski als Kommandierenden der Ersten Weißrussischen Front ab, der stärksten Armeegruppe, die in Richtung Berlin marschierte. Rokossowski, ein hoch gewachsener, eleganter, gut aussehender Kavallerist, wirkte wie das genaue Gegenteil der meisten russischen Kommandeure, die vierschrotig, stiernackig und kahlköpfig waren. Auch in anderer Hinsicht unterschied er sich von ihnen. Zur Hälfte Pole, entstammte er einem alten ehrwürdigen Geschlecht von Kavallerieoffizieren. Das ließ ihn in Stalins Augen gefährlich erscheinen. Er hasste dieses Land seit dem sowjetisch-polnischen Krieg von 1920, als man neben anderen auch ihn für die verheerende Niederlage der Roten Armee vor Warschau verantwortlich gemacht hatte.¹⁶

Rokossowski war außer sich, als er erfuhr, dass er den Oberbefehl über die Zweite Weißrussische Front übernehmen sollte, deren Angriffsziel Ostpreußen war. An seine Stelle sollte Marschall Georgi Schukow treten, der untersetzte und für seine Härte bekannte General, der im Dezember 1941 für die Verteidigung von Moskau verantwortlich gewesen war. »Womit habe

ich verdient«, fragte er, »dass ich aus der Hauptrichtung an einen Nebenabschnitt versetzt werde?«¹⁷ Rokossowski vermutete, Schukow, den er für einen Freund hielt, sei ihm in den Rücken gefallen. Aber Stalin wollte schlichtweg nicht, dass ein »Pole« den Ruhm ernten sollte, Berlin eingenommen zu haben. Rokossowskis Argwohn war nur allzu verständlich. Während der Säuberung der Roten Armee von 1937 war er verhaftet worden. Nachdem, was Berijas Schergen ihm angetan hatten, um ein Geständnis des Hochverrats aus ihm herauszupressen, wäre wohl jeder etwas paranoid geworden. Und Rokossowski wusste, dass Berija, der Chef der Geheimpolizei NKWD, und Viktor Abakumow, der Leiter der sowjetischen Abwehr mit dem martialischen Namen SMERSCH («Tod den Spionen!«), ihn ständig scharf beobachten ließen. Stalin hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass die Beschuldigungen von 1937 noch immer Bestand hatten. Er war gleichsam auf Bewährung in Freiheit. Sollte er als Kommandeur versagen, so erwarteten ihn die Kerker des NKWD. »Ich weiß, wozu Berija fähig ist«, sagte Rokossowski bei der Übergabe zu Schukow. »Ich habe bei ihm im Gefängnis gegessen.«¹⁸ Es sollten aber noch acht Jahre vergehen, bis sowjetische Generäle an Berija Rache nehmen konnten.

Die Erste Weißrussische Front und die Erste Ukrainische Front, die den Deutschen an der Weichsel gegenüberstanden, waren jenen an Stärke um ein Mehrfaches überlegen. Südlich von Schukow sollte die Erste Ukrainische Front unter Marschall Konew gegen Breslau marschieren. Der Hauptstoß hatte vom Brückenkopf Sandomierz zu erfolgen, dem vorgeschobenen Punkt am Westufer der Weichsel. Anders als Schukow wollte Konew jedoch mit seinen beiden Panzerarmeen die Frontlinie des Feindes gleich am ersten Tag durchbrechen.

Laut Berijas Sohn hatte Konew »kleine, böse Augen, einen kahl geschorenen Kopf wie ein Kürbis und ein äußerst dünnliches Benehmen.«¹⁹ Er war offenbar Stalins Lieblingsgeneral, einer der wenigen hohen Kommandeure, die selbst der Diktator für ihre Härte bewunderte. Er hatte Konew mit dem Rang eines Marschalls belohnt, nachdem es dessen Truppen ein Jahr zuvor gelungen war, den Kessel von Korsun, südlich von Kiew, in einer der unerbittlichsten Schlachten eines ohnehin grausamen Krieges zu zerschlagen. Konew befahl seinen Piloten, Brandbomben auf die kleine Stadt Schanderowka abzuwerfen, um die Deutschen aus ihren Unterständen in den Schneesturm hinauszujagen. Als diese am 17. Februar 1944 aus der Umzingelung zu entkommen suchten, ließ Konew sie in eine Falle lau-

fen. Seine Panzer brachen in die Kolonne ein, feuerten und wälzten alles nieder, was sich bewegte. Als die Deutschen in dem tiefen Schnee in alle Richtungen flohen, um sich zu retten, hetzte Konew drei Kavalleriedivisionen auf sie. Die Kosaken hieben gnadenlos auf die Feinde ein, selbst auf solche, die sich mit erhobenen Händen ergeben wollten. Etwa 20 000 Deutsche wurden an jenem Tag niedergemacht.²⁰

Am 12. Januar 1945, um 5.00 Uhr Moskauer Zeit, begann die Weichseloffensive. Als Erste stürmte Konews Erste Ukrainische Front am Brückenkopf Sandomierz nach vorn. In dem dichten Schneetreiben konnte man kaum die Hand vor Augen sehen. Nachdem Strafkompagnien von Gefangenen durch die Minenfelder gejagt worden waren, sicherten Infanteriebataillone die Frontlinie ab. Dann eröffnete die Artillerie das Feuer. Pro Kilometer waren etwa 300 Geschütze aufgeföhren, eines alle vier Meter. Im Hagel der Granaten zerbarsten die deutschen Stellungen zu Trümmerhaufen, ihre Einheiten ergaben sich größtenteils unter Todesfurcht. Ein Offizier der Panzergrenadiere, der das Schauspiel am Horizont aus dem Hinterland beobachtete, berichtete später, es habe ausgesehen wie ein »Feuersturm«; man meinte, »der Himmel sei auf die Erde gestürzt«.²¹ Gefangene der 16. Panzerdivision sagten aus, ihr Kommandeur, Generalmajor Müller, habe seine Männer schon bei den ersten Salven im Stich gelassen und sich nach Kielce abgesetzt.²²

An den Türmen der sowjetischen Panzer prangten Parolen wie »Vorwärts in die Höhle der Faschisten!« oder »Rache und Tod den deutschen Okkupatoren!«²³ Als die T-34 und die schweren Panzer des Typs »Stalin« um 14.00 Uhr starteten, trafen sie nur noch auf schwachen Widerstand. Von Reif überzogen, verschmolzen die Kettenungetüme mit den Schneefeldern ringsum, und erst in mittlerer Entfernung war die Erde von den Einschlägen der Geschosse braun aufgewöhlt.

Hauptziel der Dritten und der Vierten Gardepanzerarmee unter den Generälen Rybalko und Leljuschenko war neben Breslau vor allem das schlesische Industriegebiet. Als Stalin Konew in Moskau instruiert hatte, wies er auf die Karte und umkreiste das Gebiet mit seinem Finger. Dabei sagte er nur ein einziges Wort: »Gold«. Er musste auch nicht mehr sagen. Konew wusste, dass Stalin die Fabriken und Bergwerke unzerstört in die Hand bekommen wollte.²⁴

Am Morgen nach Konews Attacke vom Brückenkopf Sandomierz rückte die Dritte Weißrussische Front unter General Tschernjachowski in Ost-

preußen vor. Nur einen Tag später, am 14. Januar, griffen Rokossowskis Armeen von den Brückenköpfen am Fluss Narew an. Schukows Erste Weißrussische Front stürmte von ihren beiden Brückenköpfen an der Weichsel bei Magnuszew und Pulawy los. Hier war die Schneedecke dünn, und dicker Nebel lag bis Mittag über dem Land. Morgens um 8.30 Uhr begann Schukow mit 20 Minuten »rollendem Feuer«. Vorgeschobene Infanteriebataillone, die von Sturmgeschützen unterstützt wurden, durchbrachen die deutschen Linien am Brückenkopf Magnuszew. Dann rissen die Achte Gardarmee und die Fünfte Stoßarmee mit starker Artillerieunterstützung die dritte Frontlinie auf. Dahinter lag das schwierigste Hindernis, der Fluss Pilica. Schukow wollte mit den Schützendivisionen Brückenköpfe bilden, über welche die nachfolgenden Gardepanzerbrigaden dann den Fluss durchqueren konnten.

Als einer der Ersten gelang das der auf der rechten Flanke operierenden Panzerbrigade von Bogdanows Zweiter Gardepanzerarmee. Als Führungseinheit verfügte die 47. Gardepanzerbrigade über die verschiedensten Unterstützungskräfte – Pioniere, Selbstfahrlafetten, motorisierte Flak und ein Bataillon mit Maschinenpistolen bewaffneter Schützen auf Lastkraftwagen. Ihr Ziel war ein Flugplatz südlich der Stadt Sochaczew, eines wichtigen Eisenbahnknotenpunkts westlich von Warschau.²⁵ In den folgenden beiden Tagen stieß die Brigade nordwärts vor, zerschlug auf ihrem Wege Kolonnen fliehender Deutscher und walzte deren Stabsfahrzeuge nieder.²⁶

Die Erste Gardepanzerarmee zur Linken brauchte wesentlich länger, um die Linien des Feindes zu überwinden. Oberst Gussakowski, zweifacher »Held der Sowjetunion«, war so voller Ungeduld, als er mit seiner 44. Gardepanzerbrigade die Pilica erreichte, dass er nicht auf die Pionierunterstützung zum Übersetzen warten wollte. Der Fluss schien an dieser Stelle ziemlich flach zu sein, und um zwei oder drei Stunden zu sparen, befahl er seinen Panzerkommandanten, das Eis zunächst mit Granaten aufzubrechen und dann durch das Flussbett zu rollen. Wie Eisbrecher zerteilten die Panzer das Eis, das unter »ohrenbetäubendem Krachen« nachgab.²⁷ Für die Panzerfahrer muss das ein furchterregendes Geräusch gewesen sein, aber Gussakowski schien das nicht zu rühren. Und Schukow war nur daran interessiert, die Panzerbrigaden über den Fluss zu bringen, um endlich gegen die 25. und die 19. Panzerdivision der Deutschen vorgehen zu können. Danach würde das Land offen vor ihnen liegen.

Auch am Brückenkopf Pulawy war am 14. Januar für ihn alles gut ge-

gangen. Er hatte nicht die gesamte Frontlinie unter Beschuss nehmen, sondern lediglich Breschen hineinschlagen lassen. An jenem Abend war er bereits unterwegs nach Radom. Inzwischen begann auf der äußersten rechten Flanke der Ersten Weißrussischen Front die Siebenundvierzigste Armee Warschau von Norden einzukreisen. Die Erste Polnische Armee kämpfte bereits in den Vororten.

Wegen des bedrohlichen Vorrückens der Sowjets im Osten verließ Hitler am Nachmittag des 15. Januar den »Adlerhorst« bei Ziegenberg und fuhr in seinem Spezialzug wieder nach Berlin. Das hatte Guderian in den letzten drei Tagen immer dringlicher gefordert. Hitler erklärte zunächst, die Ostfront müsse allein zurechtkommen, schließlich aber willigte er ein, alle Kampfhandlungen im Westen einzustellen und in die Reichshauptstadt zurückzukehren. Ohne Guderian oder die beiden betroffenen Heeresgruppen zu konsultieren, hatte er die Verlegung der Division »Großdeutschland« von Ostpreußen nach Kielce befohlen, um die Weichselfront zu verstärken, obwohl das bedeutete, dass sie mindestens eine Woche lang außer Gefecht war.

Hitlers Eisenbahnfahrt nach Berlin dauerte 19 Stunden. Aber auch während dieser Zeit blieb er nicht untätig. Er wies Martin Bormann an, vorläufig auf dem Obersalzberg zu bleiben, wo dieser Hitlers Geliebter Eva Braun und deren Schwester Gretl Gesellschaft leistete.²⁸

Stalin war zur gleichen Zeit in Hochstimmung. An jenem Abend hieß er General Eisenhowers Stabschef, Luftmarschall Tedder, willkommen, der nach langem Aufenthalt in Kairo wegen schlechten Flugwetters endlich in Moskau eingetroffen war. Als Tedder über die weitere Entwicklung sprechen wollte, bemerkte Stalin von oben herab, die Ardennenoffensive der Deutschen sei »eine große Dummheit« gewesen. Besonders erfreut war er darüber, dass der Feind 30 Divisionen – die Reste der Heeresgruppe Nord, die Guderian hatte nach Deutschland zurückführen wollen – als »Ehregarnison« in Kurland belassen hatte.²⁹

Der sowjetische Diktator war deutlich bemüht, sich gegenüber Tedder von der freundlichsten Seite zu zeigen. Eisenhowers Abgesandter sollte überzeugt werden, dass Stalin mit dem Zeitpunkt der Großoffensive der Roten Armee sein Möglichstes getan hatte, um die US-Truppen in den Ardennen zu entlasten. Es ist nicht klar, ob Stalin wusste, dass er damit die Kluft zwischen den Amerikanern und dem viel skeptischeren Churchill weiter vertiefte.

Von Seiten sowjetischer Historiker wurde stets behauptet, Stalin habe die Offensive zunächst für den 20. Januar geplant, nach Churchills Hilfersuchen in einem Brief vom 6. Januar jedoch Befehl gegeben, bereits am 12. Januar loszuschlagen, obwohl die Wetterbedingungen schlecht waren. Das ist eine grundsätzlich falsche Interpretation von Churchills Brief. Er hatte Stalin nicht darum gebeten, den Alliierten in den Ardennen zu Hilfe zu eilen, und schon zuvor den Sowjetführer wissen lassen, sie seien bereits Herr der Lage. Außerdem war Stalin durch seine Verbindungsoffiziere im Westen exakt darüber informiert worden, dass der Angriff der Deutschen schon um Weihnachten herum ins Stocken geraten war. Churchill wollte lediglich wissen, wann die Rote Armee ihre große Winteroffensive zu starten gedachte, denn bis dahin hatte der Kreml sich beharrlich geweigert, ein Datum zu nennen, obwohl die sowjetischen Verbindungsoffiziere Eisenhowers Pläne kannten.

Die Vorbereitungen für die Offensive an der Weichsel, die man seit Oktober plante, waren schon längere Zeit abgeschlossen. Eine sowjetische Quelle erklärte sogar, es wäre möglich gewesen, »bereits um den 8. bis 10. Januar loszuschlagen«.³⁰ Stalin hatte also seine Gründe, das Datum vorzuverlegen, aber es passte ihm gut, den Eindruck zu erwecken, er helfe seinen Verbündeten aus einer prekären Situation. Churchill war zunehmend besorgter wegen Stalins Absicht, Polen seine Lubliner Marionettenregierung aufzuzwingen, die aus kommunistischen Emigranten unter Aufsicht von Berijas NKWD bestand. Die Konferenz von Jalta stand unmittelbar bevor, und Stalin wollte sicherstellen, dass seine Armeen ganz Polen kontrollierten, wenn er sich mit den führenden Männern Amerikas und Großbritanniens an den Verhandlungstisch setzte. Er konnte in Polen nach Belieben schalten und walten, weil es zum damaligen Zeitpunkt das Hinterland seiner kämpfenden Truppen bildete. Jeder, der gegen sein Vorgehen etwas einzuwenden hatte, konnte zum Saboteur oder zum faschistischen Agenten gestempelt werden. Schließlich gab es noch einen weiteren sehr irdischen Grund für die Großoffensive: Stalin war besorgt, dass es infolge des für Anfang Februar erwarteten Wetterumschwungs tauen könnte und seine Panzer, die bis dahin über gefrorenen Boden gerollt waren, im Schlamm stecken blieben.

Ein Aspekt der Begegnung mit Tedder ist höchst aufschlussreich. »Stalin betonte«, heißt es in dem Bericht der Amerikaner, »eine der Schwierigkeiten [für die Weichseloffensive] sei die große Zahl ausgebildeter deutscher Agenten unter den Polen, Letten, Litauern, Ukrainern und Deutsch

sprechenden Russen. Sie seien alle mit Funkgeräten ausgerüstet, wodurch der Überraschungseffekt praktisch nicht funktioniert habe. Inzwischen hätten die Russen diese Gefahr jedoch zum größten Teil beseitigt. Er sagte, das Hinterland zu säubern sei für ihn ebenso wichtig wie den Nachschub zu organisieren.«³¹ Stalin übertrieb die Schilderung der Aktivitäten der von den Deutschen ausgebildeten und zurückgelassenen Agentengruppen vorsätzlich, um eine Rechtfertigung für das rücksichtslose Vorgehen der Sowjets in Polen zu haben. So brandmarkte Berija auch die nichtkommunistischen Widerstandsgruppen der polnischen »Heimarmee« (Armija Krajowa) als »faschistisch«, obwohl diese im Warschauer Aufstand aufopferungsvoll gekämpft hatten.

In den nächsten 24 Stunden zeigte sich, dass die sowjetischen Armeen nach dem Durchbrechen der Weichselfront tatsächlich in vollem Tempo vorrückten. Dabei schienen sie einander übertreffen zu wollen.

Dass Schukows Panzertruppen so rasch vorankamen, ist zum Teil auf die einfache, aber robuste Konstruktion des T-34 zurückzuführen, der sich mit seinen breiten Ketten durch Schnee, Eis und Schlamm pflügte. Dabei waren die Fertigkeiten der Besatzungen als Mechaniker ebenso wichtig wie ihre Fahrkünste, denn die Feldwerkstätten kamen nicht rasch genug nach. »Was für ein Leben war das vor dem Krieg«, bemerkte ein Panzerfahrer zu Wassili Grossman. »Wir hatten Ersatzteile, so viel wir brauchten.«³² Als das Wetter aufklarte, unterstützten auch die Jagdbomber des Typs »Sturmvogel«, die bei den Deutschen nur »Jabos« hießen, den rasanten Vormarsch, wie es Schukow seinen Panzerkommandeuren versprochen hatte. »Unsere Panzer rollen schneller als die Eisenbahn nach Berlin«, tönte Oberst Guskowski, derselbe, der das Eis der Pilica mit Granaten hatte zerbersten lassen.³³

Die kleine deutsche Garnison in Warschau hatte keine Chance. Sie bestand aus Pioniereinheiten und vier Festungsbataillonen, von denen eines gar als »Ohrenbataillon« bezeichnet wurde, weil in ihm Männer Dienst taten, die nach der Behandlung von Hörschäden eingesetzt worden waren.³⁴ Mit dem Vorstoß der 47. Gardepanzerbrigade nach Sochaczew im Süden und dem Zangenmanöver der Siebenundvierzigsten Armee im Norden verloren die deutschen Truppen in Warschau Kontakt zur Neunten Armee, deren Einheiten sie angehörten.

General Harpe Stab von Heeresgruppe A warnte das OKH in Zossen am Abend des 16. Januar, man werde die Stadt nicht halten können. Der Chef der Operationsabteilung, Oberst Bogislaw von Bonin, besprach die Lage mit Guderian. Sie beschlossen, dem Hauptquartier der Heeresgruppe die Entscheidung zu überlassen, und Guderian zeichnete den Funkspruch mit seinem bekannten G in grüner Tinte ab. Aber in der »Nachtlage«, Hitlers Lagebesprechung um Mitternacht, teilte ein Mann aus Hitlers Stab diesem die Absicht mit, Warschau aufzugeben, bevor Guderians Stellvertreter, General Wenck, etwas dazu sagen konnte. Hitler explodierte. »Sofort alles stoppen!«, brüllte er. »Die Festung Warschau muss gehalten werden!«³⁵ Aber es war schon zu spät. Die Funkverbindung war abgebrochen. Einige Tage später erließ Hitler die Weisung, dass jeder Befehl, der an eine Heeresgruppe hinausging, zuerst ihm vorzulegen sei.

Der Fall von Warschau führte zu einer weiteren erbitterten Auseinandersetzung zwischen Hitler und Guderian, die immer noch wegen Hitlers Befehl zur Verlegung des Armeekorps »Großdeutschland« im Streit lagen. Guderian geriet noch mehr in Zorn, als er erfuhr, dass Hitler die Sechste SS-Panzerarmee nicht an die Weichselfront, sondern nach Ungarn schickte. Hitler weigerte sich, über diesen Entschluss auch nur ein Wort zu verlieren. In seinen Augen wog der Rückzug bei Warschau erheblich schwerer.

In der »Mittagslage« am 18. Januar wurde Guderian vor versammelter Mannschaft heruntergeputzt. Aber es sollte noch schlimmer kommen. »An jenem Abend«, berichtete mir Oberst Baron von Humboldt aus dem Stab des OKH, »feierten wir Bonins Geburtstag. Wir standen alle mit einem Glas Sekt um den Kartentisch herum, um auf ihn anzustoßen, als [General] Meisel, der stellvertretende Chef des Personalamts, in Begleitung von zwei Oberleutnanten mit Maschinenpistolen erschien. »Herr von Bonin«, sagte er. »Ich muss Sie bitten mitzukommen.« Zusammen mit Bonin wurden auch die Oberstleutnante von Christen und von dem Knesebeck festgenommen. Hitler persönlich hatte befohlen, sie zur Prinz-Albrecht-Straße zu bringen, wo die Gestapo sie verhören sollte.«³⁶

Hitler sah in dieser Sache einen weiteren Fall von Verrat der Wehrmacht. Außer General Harpe entthob er auch General von Lüttwitz seines Postens als Oberkommandierender der Neunten Armee. Die Wahrheit war jedoch, dass seine Hybris es ihm nicht gestattete, eine ausländische Hauptstadt zu verlieren, selbst wenn er sie bereits zerstört hatte. Guderian stellte sich vor

seine drei Stabsoffiziere und bestand darauf, ebenfalls vernommen zu werden, da er allein die Verantwortung für die Entscheidung trage. Hitler, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, am Generalstab ein Exempel zu statuieren, nahm ihn beim Wort. Während die Weichseloffensive der Sowjets ihren Höhepunkt erreichte, musste sich Guderian einem stundenlangen Verhör durch den Leiter des Reichssicherheitshauptamts, Ernst Kaltenbrunner, und den Gestapo-Chef Heinrich Müller unterziehen. Die beiden jüngeren Offiziere wurden nach zwei Wochen wieder aus der Haft entlassen – im Gegensatz zu Bonin, der bis zum Kriegsende im KZ blieb.

Unmittelbar nach Bonins Festnahme traf Martin Bormann in Berlin ein. Am Tag darauf, es war Samstag, der 20. Januar, schrieb er in sein Tagebuch: »Die Lage im Osten wird immer bedrohlicher. Wir geben den Warthegau auf. Die Panzerspitzen des Feindes nähern sich bereits Kattowitz.«³⁷ An jenem Tag überrollten sowjetische Truppen bei Hohensalza die Ostgrenze des Reichs.

Guderians Frau verließ Schloss Deipenhof »eine halbe Stunde vor dem Einschlag der ersten Granaten«. »Die Gutsleute« (wahrscheinlich umgesiedelte Baltendeutsche), so schreibt der Generalstabschef in seinen Memoiren, »standen weinend um den Wagen, und viele wären gerne mitgegangen.«³⁸ Es ist kaum zu bezweifeln, dass sie alle fort wollten, aber sicher nicht allein aus Treue zu ihrer Schlossherrin. Inzwischen hatte es bereits die Runde gemacht, was in Ostpreußen geschehen war.

Die Soldaten der Roten Armee und besonders die ihrer polnischen Einheiten konnten kaum milder gestimmt sein, nachdem sie der polnischen Hauptstadt ansichtig wurden. »Wir sahen, wie schwer zerstört Warschau war, als wir an jenem denkwürdigen Tag, dem 17. Januar 1945, durch die leeren Straßen einmarschierten«, schrieb Hauptmann Klotschkow von der Dritten Stoßarmee. »Nichts als Schnee bedeckte Trümmer und Brandstätten. Die Warschauer, halb verhungert und völlig erschöpft, kehrten langsam in die Stadt zurück.«³⁹ Von den 1,31 Millionen Einwohnern, die vor dem Krieg hier gelebt hatten, waren ganze 162 000 davongekommen.⁴⁰ Nach der unglaublich brutalen Niederschlagung des Warschauer Aufstands im Oktober 1944 hatten die Deutschen alle historischen Baudenkmäler der Stadt zerstört, obwohl kein einziges von den Aufständischen benutzt worden war. In dieser Trümmerwüste machte sich Wassili Grossman auf die Suche nach dem Ghetto. Alles, was er fand, waren eine dreieinhalb Meter hohe, mit

Glasscherben und Stacheldraht bewehrte Mauer sowie das Haus des Judenrates. Der Rest war »ein einziges rotes Meer aus geborstenen Ziegelsteinen«. Grossman fragte sich, wie viele Tausende wohl darunter lagen. Man konnte sich kaum vorstellen, dass hier jemand überlebt hatte. Doch ein Pole führte ihn zu vier Juden, die gerade erst aus ihrem Versteck unter dem ausgebrannten Dachstuhl eines hohen Hauses hervorgekommen waren.⁴¹

3.

Feuer, Schwert und edler Zorn¹

Als General Tschernjachowski am 13. Januar die Offensive gegen Ostpreußen begann, stellten Politoffiziere Schilder mit dem Hinweis auf: »Soldat, jetzt betrittst du die Höhle der faschistischen Bestie!«

Tschernjachowskis Angriff stand unter keinem günstigen Stern. Der Befehlshaber der Dritten Panzerarmee der Deutschen, der über eine effiziente Aufklärung verfügte, zog seine Truppen im letzten Moment aus den Schützengräben der vordersten Linie zurück. Damit war der massive Artilleriebeschuss wirkungslos. Dann starteten die Deutschen einige sehr wirksame Gegenangriffe. Im Laufe der folgenden Woche wurde Tschernjachowski klar, dass die deutschen Befestigungen bei Insterburg ihn, wie er befürchtet hatte, schwere Verluste kosteten.

Bald jedoch sah er seine Chance. Tschernjachowski war einer der entschlossensten und intelligentesten unter den hohen sowjetischen Generälen. Als die Neununddreißigste Armee am äußersten rechten Flügel zügig vorankam, ließ er die Elfte Gardearmee dahinter einschwenken und konzentrierte so die ganze Wucht des Angriffs auf diesen Frontabschnitt. Dieser unerwartete Vorstoß zwischen den Flüssen Pregel und Memel sorgte unter den Volkssturmeinheiten für Panik. Er wurde von einem weiteren Angriff der Dreiundvierzigsten Armee über die Memel in Richtung Tilsit begleitet. Im deutschen Hinterland brach das Chaos aus, weil die örtlichen Funktionäre der NSDAP die Evakuierung von Zivilisten bis dahin verboten hatten. Am 24. Januar stand Tschernjachowskis Dritte Weißrussische Front bereits in Schussweite vor Königsberg, der Hauptstadt Ostpreußens.

Der General, Panzerkommandeur und ein »Meister der Militärwissenschaft«, der durchaus einmal einen Befehl des Generalstabs ignorierte, wenn er es für notwendig hielt, konnte sich auch für neue Kampfaktiken erwärmen.² »Nach Überquerung der Memel wurden Selbstfahrlafetten integraler Bestandteil der Infanterie«, notierte Wassili Grossman.³ Mit seinen

37 Jahren war Iwan Tschernjachowski auch wesentlich jünger als die meisten sowjetischen Befehlshaber. Er sah sich als Intellektueller. Dem Schriftsteller Ilja Ehrenburg rezitierte er voller Selbstironie romantische Gedichte. Widersprüche faszinierten ihn. Stalin beschrieb er als lebendiges Beispiel für einen dialektischen Prozess. »Es ist unmöglich, ihn zu verstehen. An ihn kann man nur glauben.«⁴ Sicher wäre Tschernjachowski in der stalinistischen Erstarrung der Nachkriegszeit nicht unbehelligt geblieben. Er hatte das Glück, auf dem Schlachtfeld zu fallen, als sein Glaube noch nicht erschüttert war.

Ilja Ehrenburgs leidenschaftlicher Ruf nach Rache an Deutschland, den er in seinen Artikeln in der Zeitung der Roten Armee, *Krassnaja Swesda* (»Roter Stern«), ständig wiederholte, brachte ihm unter den Frontsoldaten eine riesige Anhängerschaft ein. Für Goebbels war er nur »der Leibhetzer Stalins, der Jude Ilja Ehrenburg«.⁵ Das Propagandaministerium warf ihm vor, die Vergewaltigung deutscher Frauen zu propagieren. Ehrenburgs Pamphlete strotzen vor blutrünstigen Tiraden. Die übelste jedoch, die ihm westliche Historiker bis heute vorhalten, ist eine Erfindung der Nazis. Ihnen zufolge habe er die Soldaten der Roten Armee aufgehetzt, »ihren Rasenstolz zu überwinden« und sich deutsche Frauen als »rechtmäßige Beute« zu nehmen. »Es gab einmal eine Zeit«, erwiderte Ehrenburg in *Krassnaja Swesda*, »da fälschten die Deutschen wichtige Staatspapiere. Jetzt sind sie so tief gesunken, dass sie schon meine Artikel fälschen.« Jedoch Ehrenburgs Versicherung, die Rotarmisten seien »nicht an den Gretchen, sondern an den Fritzen interessiert, die unseren Frauen Schmach angetan haben«, erwies sich als weit gefehlt, wie ihr brutales Verhalten bald zeigen sollte. Und das Bild von der »blonden Hexe«, das Ehrenburg gern für Deutschland benutzte, trug sicher auch nicht gerade dazu bei, die Soldaten der Roten Armee zu einer humanen Behandlung deutscher und selbst polnischer Frauen anzuhalten.⁶

Am 14. Januar, einen Tag nach Tschernjachowski, griff Marschall Rokossowski mit seiner Zweiten Weißrussischen Front im Norden und Nordwesten vom Brückenkopf am Narew her an. Er hatte den Auftrag, Ostpreußen abzuschneiden, indem er zur Weichselmündung und bis nach Danzig vorstieß. Dieser Plan des Oberkommandos behagte Rokossowski gar nicht. Er fürchtete, den Kontakt zu Tschernjachowski, der Königsberg attackierte, und zu Schukow, der von der Weichsel aus nach Westen vorrückte, zu verlieren.

Die Offensive gegen die Zweite Armee der Deutschen begann »bei perfektem Angriffswetter«, wie der Befehlshaber auf der deutschen Seite mit Bedauern feststellte.⁷ Es lag nur wenig Schnee, und der Narew war zugefroren. Gegen Mittag löste sich der Nebel auf, und nun erhielten Rokossowskis Armeen starke Unterstützung aus der Luft. Zwar ging es in den ersten zwei Tagen nur langsam voran, aber wiederum schlugen die schwere Artillerie und die Katjuschas die ersten Breschen. Der steinharte Boden erhöhte noch die Wirkung des Bombardements, da die Granaten unmittelbar auf der Erdoberfläche explodierten. Bald waren die weißen Schneefelder von Kratern, braunen und gelben Brandspuren übersät.

Am ersten Abend der Offensive rief der Befehlshaber der Heeresgruppe, General Reinhardt, Hitler an, der sich noch im »Adlerhorst« aufhielt. Eindringlich wies er darauf hin, dass ganz Ostpreußen in Gefahr sei, wenn er sich nicht sofort zurückziehen dürfe. Davon wollte der »Führer« nichts hören. Als Antwort traf um 3.00 Uhr morgens in Reinhardts Hauptquartier lediglich der Befehl ein, das Armeekorps »Großdeutschland«, die einzige effektive Reserve in der ganzen Region, an die Weichselfront zu verlegen.

Reinhardt war nicht der einzige Feldkommandeur, der mit seinen Vorgesetzten haderte. Am 20. Januar erteilte das sowjetische Oberkommando Rokossowski unvermittelt die Weisung, die Richtung seines Vormarschs zu ändern, da Tschernjachowski stecken geblieben war. Nun sollte er die Region nicht längs der Weichsel abschneiden, sondern sich nach Osten wenden und ins Herz von Ostpreußen vorstoßen. Dieser Befehl ließ Rokossowskis Sorge noch wachsen, dass sich nun zu seiner Linken eine gähnende Lücke zu Schukows Armeen auftat, die in Richtung Berlin westwärts stürmten. Die deutschen Generäle in Ostpreußen aber wurden von diesem Schwenk überrascht. Auf Rokossowskis rechtem Flügel kam das Dritte Gardekavalleriekorps auf dem gefrorenen Boden rasch voran und rückte bereits am 22. Januar um 3.00 Uhr morgens in Allenstein ein. Zur Linken rollte Wolskis Fünfte Gardepanzerarmee in hohem Tempo auf die Stadt Elbing an der Weichselmündung zu. Die Spitze der Panzerbrigade konnte am 23. Januar teilweise in die Stadt eindringen, weil man sie für deutsche Panzer hielt. Im Zentrum brachen chaotische Gefechte aus, worauf die Sowjets sich zurückziehen mussten. Der größte Teil der Armee umging die Stadt und kam erst am Ufer des Frischen Haffs zum Stehen. Damit war Ostpreußen faktisch vom Reich abgeschnitten.

Obwohl die deutschen Truppen den Angriff seit Monaten erwarteten, herrschten in den Städten und Dörfern Ostpreußens Desorganisation und Unsicherheit. Im Hinterland führte die verhasste Feldgendarmerie ihr hartes Regime. Die Landser nannten sie nur »Kettenhunde«, weil die Militärpolizisten eine dicke Kette mit Plakette trugen, die entfernt an ein Hundehalsband erinnerte.

Am Morgen des 13. Januar, als Tschernjachowski losschlug, wurde ein Urlauberzug nach Berlin auf einem Bahnhof von der Feldgendarmerie angehalten, und es ertönte der bellende Befehl, die Soldaten, deren Divisionsnummer man verlesen werde, hätten sofort auszusteigen und anzutreten. Die Urlauber, von denen viele ihre Familien fast zwei Jahre lang nicht gesehen hatten, saßen mit geballten Fäusten und schickten Stoßgebete zum Himmel, ihre Division möge nicht unter den aufgerufenen sein. Aber fast alle mussten sich auf dem Bahnsteig sammeln. Wer sich nicht meldete, hatte mit standrechtlicher Erschießung zu rechnen. Walter Beier, ein junger Rekrut, war einer der wenigen, die bleiben durften. Ungläubig über so viel Glück, setzte er die Fahrt zu seiner Familie fort, die bei Frankfurt an der Oder lebte. Bald sollte er jedoch der Roten Armee näher sein, als er je geglaubt hatte.⁸

Der Hauptschuldige an dem Chaos war Gauleiter Erich Koch, der sich bereits als Reichskommissar für die Ukraine einen berühmten Ruf erworben hatte. Koch war so stolz auf seine Brutalität, dass er offenbar auch nichts gegen seinen Spitznamen »Zweiter Stalin« einzuwenden hatte.⁹ Auf Hitlers Forderung eingeschworen, keinen Fußbreit Boden preiszugeben, ließ Koch tausende Zivilisten Schützengräben ausheben, ohne sich vorher bei der Wehrmacht zu informieren, wo diese zu liegen hatten. Er zwang auch als Erster halbwüchsige Jungen und alte Männer in den Volkssturm, das empörendste Beispiel dafür, wie die Nationalsozialisten Menschen sinnlos opferten. Das Schlimmste aber war, dass Koch sich weigerte, die Evakuierung der Zivilbevölkerung auch nur zu erwägen.

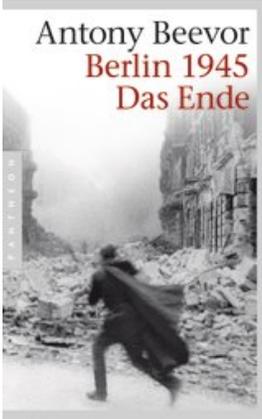
Er und seine örtlichen Gefolgsleute, die den Abtransport der Zivilbevölkerung als defätistisch verboten hatten, machten sich, als der Angriff einsetzte, selbst klammheimlich aus dem Staub – mit schrecklichen Folgen für Frauen und Kinder, die bei minus 20 Grad Frost durch metertiefen Schnee zu fliehen versuchten. Manche Landarbeiterinnen blieben jedoch, weil sie annahmen, dass sich wenig ändern werde und sie nur unter neuen Herren würden arbeiten müssen.

Als die Offensive begann, löste der ferne Donner der Artillerie in den verstreut liegenden Bauernhöfen und Dörfern des flachen, bewaldeten Landes Furcht und Entsetzen aus. Die Frauen in Ostpreußen hatten schreckliche Dinge darüber gehört, was im vorangegangenen Herbst in Nemmersdorf geschehen war, als einige von Tschernjachowskis Einheiten am Ende ihres langen Marsches vom Sommer in Ostpreußen eingefallen waren. Vielleicht hatten sie in einem Stadtkino die schrecklichen Aufnahmen der Wochenschau von 62 vergewaltigten und ermordeten Frauen und jungen Mädchen gesehen.¹⁰ Goebbels' Propagandaministerium hatte sofort Kameramänner an die Front geschickt, um das Geschehene aufzunehmen und weidlich auszuschlachten. Trotzdem konnten die Menschen sich offenbar nicht vorstellen, was ihnen bevorstand – vor allem nicht die verbreiteten Massenvergewaltigungen.

»Rotarmisten halten nichts von Verhältnissen zu einzelnen deutschen Frauen«, schrieb der Dramatiker Sachar Agranenko in sein Tagebuch, das er als Offizier der Marineinfanterie in Ostpreußen führte. »Neun, zehn, zwölf Mann zur gleichen Zeit – vergewaltigt wird im Kollektiv.« Später schilderte er, wie sich deutsche Frauen in Elbing, Schutz suchend, sowjetischen Marineinfanteristen anboten.¹¹

Die in langen Kolonnen sich vorwärts wälzenden sowjetischen Armeen boten ein buntes Bild, das modern und mittelalterlich zugleich wirkte: Panzersoldaten in ihren schwarzen gepolsterten Hauben, deren T-34 die Erde aufwühlten, wenn sie schaukelnd losdröhnten, Kosaken auf zottigen Pferdchen, Beutestücke an die Sättel geschnürt, Studebaker- und Dodge-Lastwagen aus dem Leih- und Pachtvertrag mit den Amerikanern, die leichte Feldgeschütze zogen, offene Chevrolets, welche die mit Planen bedeckten Granatwerfer transportierten, Traktoren mit angehängten Haubitzen und nach all dem die zweite Staffel mit Wagen, vor die Pferde gespannt waren. So verschieden wie die militärische Ausrüstung waren auch die Soldaten. Unter ihnen gab es solche, die schon kleine deutsche Jungen als SS-Nachwuchs ansahen und der Meinung waren, man müsse sie alle umbringen, bevor sie heranwachsen und erneut in Russland einfielen. Andere behandelten Kinder gut und gaben ihnen sogar zu essen. Es gab Plünderer, die zügellos sofften und vergewaltigten, aber auch prinzipienfeste Kommunisten und Intellektuelle mit hohen Idealen, die derartiges Verhalten abstieß. Der Schriftsteller Lew Kopelew, damals Politoffizier, wurde von SMERSCH verhaftet, weil er angeblich »bürgerlichen Humanismus und

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Antony Beevor

Berlin 1945 - Das Ende

Paperback, Klappenbroschur, 544 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
 ISBN: 978-3-570-55148-6

Pantheon

Erscheinungstermin: November 2012

Ein herausragendes Zeitdokument

Frühjahr 1945: Nazi-Deutschland kämpft verzweifelt gegen die Niederlage an. Von Osten rollt Stalins Millionenheer heran, im Westen führen die Alliierten ebenfalls einen erbitterten Kampf gegen die deutsche Wehrmacht. Gemeinsames Ziel ist Berlin, das Herz des Nazi-Regimes. Mit der Präzision des Historikers und der sprachlichen Kraft des Romanautors schildert Antony Beevor hautnah und mit erschütternder Authentizität jenen Albtraum aus Gewalt, Tod und Zerstörung, den Millionen Menschen auf allen Seiten erleben mussten.